

Nr. 192. Bromberg, den 23. August 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von **Ludwig Thoma.**

13. Fortsetzung.)

In der Wohnstube traf Hallberger nur die Alte.

„Wos is 'n de ander?“ fragte er barsch.

„In ihran Zimma halt; sie werd sie umzieahgn.“

„So? In ihrn Zimma? Hängt a Spiegel drin?“

„Du fragst aba g'spassi . . .“

„I moan g'rad, daß sie si neischaug'n ko, und vielleicht a Bild damit vagleicht von da Kinderzeit . . .“

„Geh! Was hast denn?“

„M—hm. Du siechst freili nix . . .“

„Was soll i denn sehg'n? Daß s' a saubers Madel wor'n is?“

„Sauber? De kimmt dir sauber vor? Wia s' in der Werkstatt drin g'stand'n is, war's net anderst, als wenn s' aus an Zigeunawag'n rausg'stieg'n waar. So herg'laff'n, so . . . ah! I hab' gmoant, i muaß mi vaschliaff'n . . .“

„Jetzt du!“

„Is anderst? Freili, du hast koane Aug'n für dös! Sunst waar's net so weit kemma . . .“

„Was is kemma? Is dös an Unglück, daß s' a Künstlerin worn is? Und hast as net selber schon g'les'n, wia s' g'lobt werde in de Zeitunga?“

„Laß mi mit dem in Ruah! Gel? I hab' Aug'n im Kopf und i woaß, was i siech . . .“

„Du werst as kaam bessa vasteh als wia de Zeitunga!“

„Waar s' dahoam blieb'n; brav, lusti, fleißi, hätt' s' g'heirat, hätt' s' Kinda, da brauchet nix in der Zeitung steh'. Auf dös Lob kunnt'n mir verzicht'n, aber glückli waar'n ma alle mitanand und . . .“

„Bst! Schrei net a so! Sie kimmt.“

Marie trat ein und ging auf den Vater zu, um ihm die Hand zu reichen.

Der Alte vergrub die seinige in der Joppentasche und schaute der Tochter ins Gesicht.

Ernst und forschend.

Es war, als suche er etwas, und er schien es nicht zu finden, denn seine Züge verrieten eine tiefe Trauer.

Seine Stimme klang rauh, als er fragte:

„Was verschafft uns eigentli die hohe Ehr'?“

Mizzi Spera war schokiert über diese Behandlung. Glaubte man, einen Kabarettstern in diesem Neste schlecht behandeln zu dürfen? Nee! Nich in die la mäng!

Sie zog die Achseln hoch und sagte:

„Ich wollte euch besuchen, aber wenn ich hier nicht angenehm bin . . .“

„Geh, Madel, was hast denn? Geh, Vater, sei do net a so . . .!“

Die Hallbergerin beschwichtigte nach beiden Seiten hin.

„Sie hat halt wieder amal nach uns schaug'n woll'n“, sagte sie.

„Ah so? Wia's mir geht? Dank der Nachfrag', ausgezeichnet. Wie's halt an Vater geht, der a solchene Freud dalebt am oanzig'n Kind. Kunnt ma gar net besser geh' . . .“

Der Alte stellte sich ans Fenster und trommelte an die Scheiben.

Mizzi Spera, der die Mutter begütigend zuwinkte, setzte sich schmollend aufs Kanapee und gab sich mit Fifi ab.

„Viens donc ici! Mach schön!“

Sie beherrschte mit großer Sicherheit die Situation.

„Erzähl' do an Vater, was der Graf neuling zu dir g'sagt hat!“ bat die Hallbergerin.

„Was für 'n Graf? Fifi! Is mein Hundchen artig?“

„No derselbige, wo dir a Bukett g'schickt hat . . .“

„Mir haben schon viele Grafen Buketts geschickt . . .“

Hallberger drehte sich um und schaute das begehrenswerte Geschöpf an, das einmal als harmloses Kind in dieser Stube gespielt hatte.

Ein dummes Weibsbild mit ausgebranntem Herzen hockte dort und kam sich in dieser kleinen Welt recht bedeutend vor.

Und nun holte es aus einer Ledertasche Puderbüchse und Spiegel und fuhr sich mit einer Quaste über Nase und Wangen und beschaute sein Bild.

Der Alte gab sich einen Ruck und ging zur Türe.

„I geh ins Wirtshaus. Brauchst ma nix herricht'n zum Ess'n . . . i kimm net hoam,“ sagte er und schlug die Türe hinter sich zu.

„So is er die ganze Zeit,“ seufzte die Schlosserin. „Ma ko mit eahm überhaupts nimma dischkrier'n.“

„Laß ihn doch. Ich kann gerne wieder gehen, wenn ich hier nich angenehm bin . . .“

„Was red'st denn, Madel? I sag' dir ja, er is überhaupts a so. De ganz Zeit her; net erst weil du da bist. I glaab, daß eahm gewisse Leut was ei'red'n. I kenn s' scho, de sell'n, dena da Neid koa Ruah laßt, und vo dem G'red stammt si sei schlechter Humor her . . .“

„In Gegenwart von Damen läßt man sich aber nich in der Weise gehen. Finde ich wenigstens . . .“

„Ärger di net, Madel. Er moant's net a so . . .“

„Ich bin den Ton nicht gewöhnt,“ sagte Mizzi Spera und steckte Puderbüchse, Spiegel und Quaste in die Tasche zurück.

Sie sah dabei so vornehm und abweisend mit halbgeschlossenen Augen um sich, daß ihre Mutter sie aufrichtig bewundern mußte.

Achtes Kapitel.

Eines Nachts überkam den Kaufmann Natterer ein allerwichtigster, den Altaicher Fremdenverkehr fördernder Gedanke.

Man mußte ein Komitee gründen, in dem zwei hervorragende Vertreter der Kurgäste neben ihm als Präsidenten wirken sollten.

Gab es etwas Klügeres?

Was für ein inniger Zusammenschluß zwischen Einheimischen und Fremden war damit zu erreichen!

Welche Fülle von Anregungen mußte aus den Beratungen hervorgehen!

Natterer hielt im Bette mit halblauter Stimme Selbstgespräche.

Eine Rede, die er an die Gäste richten wollte.

„Meine Herren! Oder meine Damen und Herren, denn warum sollte man das weibliche Element nicht heranziehen?

„Meine Damen und Herren! Es liegt im Interesse eines verehrlichen Publikums, das unser liebliches Tal aufsucht, es liegt im Interesse all derer, die in unserm lieblichen Tale Erholung finden wollen, daß die Wünsche deponiert werden, welche . . ."

Frau Wally wachte durch das steigende Pathos auf und sah erstaunt auf ihren heftig bewegten Ehemann.

„Was hast d' denn, du Lattierl?" fragte sie besorgt.

Natterer kehrte dem stimmungsarmen Weibe den Rücken und faßte den Entschluß, das weibliche Element nunmehr doch nicht heranzuziehen. Er tat so, als ob er schliefe, und setzte seine Rede im stillen fort, bis sich seine Gedanken verwirrten und er in Schlaf verfiel.

Beim Morgenkaffee wiederholte Frau Wally ihre Frage.

„Was hast d' denn heut nacht für a Gaudi g'macht?"

„Was woaß denn i, wenn i schlaf'?"

„Als wennst a Red' halt'n tatst, so laut hast aufg'red't. I glaab, daß di der Kas druckt hat, den wo du auf d' Nacht gessen hast . . ."

Das war die Erklärung eines Frauenzimmers für eine durch Gedanken verursachte Erregung. Natterer gab lieber keine Antwort, trank seinen Kaffee aus und ging.

Seine Frau war das einzige Wesen, gegen das er verschlossen sein konnte.

Er eilte zur Post hinüber und sagte sich auf dem Wege, daß er zuerst Herrn Schnaase ins Vertrauen ziehen müsse.

Der hatte Eifer und Rednergabe. Aber er war noch nicht aufgestanden. Vor einer Stunde dürfe sie den gnädigen Herrn nicht wecken, sagte Stine. Ob sie was ausrichten solle? Nein, oder doch das eine, daß Herr Natterer dem Herrn Schnaase eine sehr wichtige Mitteilung zu machen habe, und daß Herr Schnaase das Haus nicht verlassen möge, bevor ihn Herr Natterer getroffen habe.

Damit eilte der rührige Mann die Stiege hinunter.

Im Hausgange stieß er auf Martl in einem überaus nachlässigen Aufzuge. Der Herr Hausknecht hatte nur eine lange Lederhose an und stand barfuß in den Pantoffeln. Natterer blieb stehen und schüttelte den Kopf.

Wie der Mensch in seinem karierten Hemd, ohne Kragen, sich unters Tor stellte, ja, mit einem nackten Fuß aus dem Pantoffel schloff und die Zehen spielen ließ, das konnte doch nicht in einem Kurort geduldet werden.

Er sagte in gütigem Tone:

„Martl, im Sommer, in der Hochsäson sollst so was net machen!"

„Was?"

„Du verstehst mi scho. Daß di a so herstellst, bloßfuaßet und überhaupts . . ."

„Im Winter geht's net," sagte Martl, „da frierat mi in d' Zecha."

„Spaß beiseit'! Das is dem Herrn Posthalter auch net recht . . ."

„Was geht denn dös di o, du Kramalippi? Du Salzstößla, du trapfter, du — — — — —"

Grobe Menschen sind in frühen Morgenstunden noch gröber. Martl sagte etwas so Hausknechtliches, daß ein Mann, der seit Stunden über seine Redewendungen nachgedacht hatte, angewidert werden mußte.

Natterer ging schweigend weg; und da zog Martl auch den anderen Fuß aus dem Pantoffel und ließ die Zehen spielen.

Den Kaufmann überkam ein bitteres Gefühl, als er nun an dem schönen Morgen den Kirchenweg entlang schritt. Es war nichts in ihm von der Fröhlichkeit, die alle Vögel pfeifen und zwitschern ließ.

Dieses Altaich!

Ob man auch anderwärts dem Wohltäter eines Ortes so roh begegnen durfte?

Ob es anderwärts ein gemeiner Hausknecht wagen durfte?

Hier freilich war nicht dagegen anzukämpfen.

Wenn er sich beim Posthalter beschwerte, sagte der seelenruhig: „Dös is halt an Martl sei Spruch . . ."

Natterer gab sich seiner schmerzlichen Stimmung hin, als er, um eine Ecke biegend, vor Herrn von Wlazeck stand, der schon von einem Morgenspaziergange zurückkehrte.

„Servus, Herr Kommerzialrat!" rief der Oberleutnant jovial. „Haben Sie sich zu meiner Kur bekehrt? Is sie nicht großartig?"

Natterer erwiderte, daß er noch keine Zeit gefunden habe . . .

„Zur Gesundheitspflege hat man ganz einfach Zeit, Verehrtester! Jedes Verseimnis rächt sich, muß sich rächen . . ."

„Ich werde Herrn Oberleutnant demnächst folgen . . ."

„Tun Sie das! Woher habe ich denn meine Elastizität? Vom Karlsbader. In der Fruh das Quantum zu sich nehmen, alsdann eine Stunde spazieren laufen, das macht dinnes Blut. Das ist das ganze Geheimnis. Wie beliében?"

„Ich meine, ich habe das schon von ärztlicher Seite gehört . . ."

„Schon möglich. Auch Ärzte besitzen zuweilen Einsicht. Militärärzte natürlich ausgenommen. Aber ich behaupte: Alles, was den Menschen bedrickt, kommt vom dicken Blut. Ich habe einmal in Wien zu einem sehr bekannten Dichter gesagt: Ich bidde, Herr von . . ., na, der Name tut nichts zur Sache . . ., ich bidde, was wollen Sie eigentlich mit Ihrem Wöltschmerz? Der ganze Wöltschmerz is bloß mangelhafter Stuhlgang. Wann der Lenau Karlsbader getrunken haben möchte, hätte er humoristische Gedichte gemacht. Mit einem Pfund Glaubersalz reinige ich die gesamte Poesie vom Wöltschmerz . . . Aber wirklich!"

Natterer hörte mit so düsterer Miene zu, daß Herr von Wlazeck besorgt ausrief:

„Sie haben höchste Zeit, Verehrtester! Wie kann man an einem so entziggenden Morgen so melancholisch sein? Sie haben dickes Blut . . ."

„Ich fühle mich ganz wohl. Bloß, natürlich, man hat auch seine Gedanken und seine Sorgen . . ."

„Das is ja! Sorgen, Schwärmut, Wöltschmerz, sogar Verzweiflung, alles miteinander is nix wie Verstopfung. Verlassen Sie sich darauf!"

Die Teilnahme des Oberleutnants tat dem verbitterten Manne wohl, und es kam ihm der Gedanke, daß er den gewandten Offizier ins Vertrauen ziehen könnte. Nicht über die Schande Altaichs, sondern über sein Vorhaben.

„Wenn Herr Oberleutnant erlauben, dann möchte ich Ihnen etwas unterbreiten . . ."

„Aber bidde . . ."

„Es handelt sich sozusagen um den Ausbau unseres Marktes in seiner Eigenschaft als Kurort. Herr Oberleutnant kennen die Leute hier und wissen vermutlich, daß sich nur wenige ein Bild von den Erfordernissen machen können, die wo unerläßlich sind . . ."

„Ich verstehe vollkommen. Sie wollen sagen, daß diese Kanadier à la Blenninger, net wahr, die übertinchte Höflichkeit nicht kennen . . ."

„Ich meine überhaupt im allgemeinen, daß die Sache hier zu neu is, und daß folgedessen die Leute also die Erfordernisse eines Kurortes nicht kennen . . ."

„Aber das dirfte gerade der Vorzug dieses buen retiro sein!"

„Wie meinen Herr Oberleutnant?"

„Ich will Ihnen was sag'n, Herr von Natterer; wir wollen uns da ganz offen aussprechen. Unsere Winsche sind konträr, missen es sein. Ihr Ideal ist die Frequenz, mein Ideal ist das lauschige Versteck . . ."

„Natürlich, die Herrschaften lieben die Ruhe, aber wir müss'n doch etwas bieten . . ."

„Das kenn' ich, lieber Freind! Man sagt bieten und meint fordern. Die Teierung is die Tochter der Frequenz! Geraten Sie nicht auf diese schiefe Ebene!"

„Ich habe gehofft, Herr Oberleutnant würden mir zur Seite stehen . . ."

„Wieso zur Seite stehen . . ."

„Nämlich, ich habe doch sozusagen die Sache ins Leben gerufen, und leider bin ich der einzige, der in dieser Beziehung sich betätigen kann. Aber diese Last is für meine Schultern zu schwer . . . Folgedessen möcht' ich Hilfskräfte finden unter den Herrn Kurgästen . . ."

„Ah so! Warum sagen Sie das nicht gleich? Sie wollen mir die Leitung übertragen? Aber gerne!"

„Ich habe gemeint . . ."

„Bedarf keiner Begriendung, lieber Freind! Die Idee ist glänzend . . .“

„Ich hab' also gedacht . . .“

„Sie hab'n als Mann von Erfahrung und Kenntnissen die Beobachtung gemacht, daß verschiedene Kurorte unter der Leitung alter Militährs ausgezeichnet florieren. Diese Beobachtung ist durchaus richtig, Verehrtester, und Sie soll'n sich auch in mir nicht geteischt haben. Was zunächst die Hauptsache anlangt, so sage ich: ja. Alsdann . . .“

Natterer war überrascht über die Schnelligkeit, mit der die Soldateska sich des Regimentes bemächtigen wollte, und hielt es für angezeigt, die ausschweifenden Wünsche zu zügeln.

„Entschuldigen, Herr Oberleutnant, es handelt sich nicht um die Direktion, sondern . . .“

„Sondern?!

„Betreff einer mehr beratenden Stellung. Nämlich insoferne zwei Herren, die aus freier Wahl hervorgehen, mit mir ein Komitee bilden, wo die allenfallsigen Wünsche deponiert werden und die Maßnahmen begutachtet werden.“

Herr von Wlazeck war enttäuscht.

„Nehmen S' mir die Bemerkung nicht übel, aber das scheint mir schon im Prinzip verfehlt zu sein. Was heißt denn: Wahl? Muß denn alles nach dieser Schablone gehen? Is jemals in der Wölt aus einer Wahl was G'scheites rausgekommen? Cliquenwirtschaft kommt raus, weiter gar nichts. Und warum denn zwei?“

„Indem, wenn wir drei sind . . .“

„Zwei den andern majorisieren können, net wahr? Da haben wir wieder diesen fatalistischen Glauben an das Allheilmittel der Majorität. Einer, Herr von Natterer, einer ist immer derjenige, der das Gute schafft . . .“

„Entschuldigen, Herr Oberleutnant, aber es sind da bereits Schritte geschehen, betreff eines dritten Herrn . . .“

„Wer ist denn der Glickliche?“

„Der Herr Rentier Schnaase . . .“

„So?“

Wlazeck lächelte.

Der Vorschlag schien ihm nicht ganz zu mißfallen.

„So? Der Herr von Schnaase? Und Sie haben ihm bereits die Angelegenheit unterbreitet?“

„Die einleitenden Schritte habe ich gemacht, betreff dieses Ersuchens . . .“

„Alsdann will ich nicht opponieren. Ich habe zwar begriendete Ursache zu der Annahme, daß Herr von Schnaase die richtige Berliner Bradlgoschen hat und die Beratungen sehr lebhaft gestalten wird, aber . . .“ Wlazeck lächelte vielsagend . . . „aber der Vater einer so entziggenden jungen Dame is mir heilig.“

„Ich will ihn jetzt betreff dieser Sache aufsuchen . . .“

„Schön, und damit gleich der geschlossene Wille des Komitees zum Ausdruck gelangt, werde ich Sie begleiten . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Die Cocktailparty.

Von Friedrich Sieburg.

Die Cocktailparty ist das Erzeugnis eines Zeitalters, dessen Bedürfnis nach Geselligkeit im gleichen Maße wächst, wie es die Fähigkeit verliert, diese Geselligkeit wirklich zu betreiben. Während der Hunger nach Leuten steigt, sinkt das Talent, sie zu unterhalten. Das Ergebnis ist ein überfülltes und nach Schnaps riechendes Zimmer abends zwischen sechs und halb acht. Die Überfüllung gehört zum Geist, der Geruch zum Stoff dieser Art von Unterhaltung, die keine Schattierungen, keine psychologische Versenkung, kurzum keinerlei Individualismus duldet und in den Fordschen Fabriken erfunden zu sein scheint. Sie sichert den Massen eine Exklusivität, die der einzelne nie erzielen würde. Die Figuren einer Cocktailparty sind sozusagen auswechselbar. Es ist völlig egal, wer kommt, wenn nur überhaupt Leute kommen. Der Standpunkt, den die Hausfrau dabei einnimmt, ist allenfalls noch zu verstehen, denn sie schafft sich mit einem Schlage (das brutale Wort ist sehr am Platze!) mindestens zwanzig Verpflichtungen vom Halse und nimmt dabei höchstens Zigarettenasche in allen Vasen und klebrige Gläserabdrücke auf den polierten Möbelstücken mit in den Kauf. Die Gäste hingegen haben nichts zu ihrer Entschuldigung anzuführen außer vielleicht den Ehrgeiz, dabei gewesen sein zu wollen. Es ist ein sonderbarer Wahrheitstrieb, der die Leute davon abhält, einfach zu behaupten, daß sie dagewesen wären, und ruhig zu Hause zu bleiben. Niemand könnte sie überführen, denn die Cocktailparty ist so überfüllt, daß man auf ihr niemals Bekannte trifft, selbst wenn die Stube voll von ihnen ist. Aber dies ganz äußerliche Verhältnis zu dem, was man Wahrheit nennt, trifft man ja in besseren Kreisen häufig. Auf einem Schiff, das mühsam dem Nordkap entgegenstampfte, lernte ich einen Amerikaner kennen, der sich so langweilte, daß nach dem Verbrauch des gesamten an Bord befindlichen Alkohols das Schlimmste zu befürchten stand. Ich suchte ihn zu trösten und erfuhr dabei, daß er die Reise lediglich unternommen hatte, um in seiner Vaterstadt sagen zu können, er habe die Mitternachtssonne gesehen. Etwas tückisch meinte er, daß er ja, auch ohne die Fahrt zu machen, hätte behaupten können, er habe sie gesehen, denn wer im Mittelwesten könne es schon kontrollieren! Er war einen Augenblick ganz überwältigt von dieser verpaßten Möglichkeit, und seine durch Langeweile angekränkelte Moral geriet ins Wanken. Dann aber schüttelte er diesen Gedanken entrüstet von sich ab und setzte sich, sein Mißtrauen gegen Europa steigernd, fester in seinen Deckstuhl. Der Mann war der ideale Gewohnheitsgast für Cocktailparties. (Übrigens verschlief er zufällig die Mitternachtssonne.)

Diese Bereicherung unserer Geselligkeit, die in so hervorragendem Maße zu ihrer Verarmung beiträgt, kommt wahrscheinlich aus Amerika, wo die Leute nichts zu verlieren haben. Meine Bekanntschaft mit ihr stammt aus England, wo die Leute vor ihrer Einführung immerhin ganz nett zu plaudern verstanden. Heute ist es so, daß der Gastgeber sich nicht einmal mehr der Anstrengung unterwirft, ein Bridge zustandezubringen. Mit Bridge kann man höchstens acht Leute unterhalten, auch muß man es durch ein kleines Essen einleiten oder mit einer hübsch aufgebauten Erfrischung abschließen. Da treibt man denn lieber zwanzig bis dreißig Personen in ein oder zwei Zimmer zusammen und läßt sie in der Überzeugung, daß irgendwo Cocktails und Brötchen stehen, glücklich werden. Die Hausfrau kapituliert vor der Unmöglichkeit, alle diese Leute miteinander bekannt zu machen. Niemand wird dem anderen vorgestellt, und das ohrenbetäubende Stimmengewirr stammt nicht etwa von einer Unterhaltung — denn man kann ja nicht völlig unbekannte Leute ansprechen —, sondern von den Bitten um Entschuldigung — da jeder dem anderen unaufhörlich auf die Füße tritt — und von den Unglücklichen, die dem Diener vergeblich zurufen, er möge ihnen einen Aschenbecher reichen.

Nicki, bei dem ich mich oft über die Sitte beklage, verteidigt sie und meint, die Cocktailparty sei ein Ergebnis der englischen Tageseinteilung. Ich kann dies Argument nicht gelten lassen. Denn wenn es auch sicher ist, daß die meisten Menschen nicht einmal mehr mit der Stunde zwischen Geschäftsschluß und Diner etwas anzufangen wissen, so macht es ihnen doch die größte Mühe, an Cocktailparties teilzunehmen, da diese ihnen die Zeit zum Umkleiden wegnehmen. Das Leben wäre also bequemer und schöner ohne diese Veranstaltungen, aber — so frage ich — amüsieren wir uns, damit das Leben schön sei? Wir gehorchen lediglich einem Gesetz, dessen Wortlaut, Ursprung und Bedeutung uns fremd sind. Und so wahr es ist, daß die Freiheit des Menschen bald keine Grenzen mehr kennt, so gewiß erschöpft sich

die Freiheit der besseren Leute in dem ohnmächtigen Wunsche, nie wieder eine Cocktailparty zu besuchen.

Es gibt nur zwei Momente, durch welche die menschliche Geselligkeit sich rechtfertigt: Sinnenlust oder Entfaltung von Persönlichkeit (der Gipfel ist erreicht, wenn beides zusammenfällt). Essen und Trinken sind eine menschenwürdige Rechtfertigung für kleinere Menschenansammlungen, mehr noch ist es der Kontakt zwischen Geistern, ist es das Plaudern. Das Plaudern ist das höchste Produkt menschlicher Sitten, es ist die einzige hinreichende Entschuldigung für das Vorhandensein von Mitmenschen. Daß es ausstirbt, ist nur natürlich, und unser Prinz B., der das Wort geprägt hat: „Décidement je n'aime pas les autres!" ist so sehr Kind dieser Zeit, daß er in Ausführung dieser Maximen den Lautsprecher, das Grammophon, das Bridge und schließlich die Cocktailparty erfunden haben könnte. Der Cocktail erzeugt zwar Tumult in den Sinnen, aber keine Sinnenlust. Er erregt zwar in manchen einfachen Leuten den Wunsch, sich Damen zu nähern, ertötet aber gleichzeitig in ihnen die Fähigkeit, das passende Wort dafür zu finden. Der Cocktail ist die größte gastronomische Roheit, die je erdacht wurde. Er ruiniert das Unterscheidungsvermögen der Geschmacksnerven und schlägt den Sinnen, die schon sehnsüchtig dem Dinner entgegenblühen, sozusagen mit einem Schmiedehammer auf den Schädel. Daß es tausend Mischungen gibt, ist nur ein Beweis für die Chemie, aber nicht für die Cocktails. Im Gegenteil, die Unzahl der Mischungen verdeutlicht nur, daß jede einzelne in sich ohne Nuance ist, daß man also mindestens zwei verschiedene Sorten trinken muß, um überhaupt etwas anderes als einen Stoß zu empfinden. Leider ist aber auch das undurchführbar, denn das zweite Glas umnebelt bereits die Sinne, die gerade geweckt und ergötzt werden sollten, und man sieht das Leben in derselben Beleuchtung, wie man es unter der unmittelbaren Einwirkung eines Kinnhakens erblickt. Die edle Kunst, Weine auf der Zunge zu erleben, schwindet ebenso dahin wie die minder noble Fähigkeit, ein hübsches Gespräch zu führen. Übrig bleibt die trostlose Wonne des Cocktails, der keiner irdischen Sonne bedarf, um zu reifen. Er ist gewissermaßen unter der Bogenlampe zu dem herangeblüht, was er heute ist: zum Wein der Maschine.



Ein Scheck für Freiligrath.

Für den bekannten deutschen Dichter Ferdinand Freiligrath wurde anläßlich seiner silbernen Hochzeit zu einer Ehrengabe gesammelt. Damals, wie auch heute noch, veröffentlichte man die Aufrufe in den gelesensten Tageszeitungen und Zeitschriften, und so erhielt auch ein Deutsch-Amerikaner in Chicago Kenntnis von dieser Sammlung. Er sandte einen Scheck über 25 Dollar nach Deutschland mit folgenden Versen:

Zahlet an die Order dessen,
Der den Löwenritt erdacht,
Der bei Belgrad die Affäre
In gehör'gen Reim gebracht;
Der die Wüste Sahara
Und den Mohrenfürsten sah.

Zahlet dem, der uns den Riegel
Schob von ferner Zone Pforten,
Der das Drängen seines Volkes
Ausgedrückt in Freiheitsworten,
Der den Wert entrichtet hat —
Zahlt an Ferdinand Freiligrath.

*

* **Lord und Bettlerkönig.** In „seinem eigenen" Krankenhaus, dem London-Hospital, starb vor wenigen Tagen Viscount Knutsford, den ganz England den „König der Bettler" nannte. Kein Engländer hat es jemals verstanden, in gleichem Maße Geld aus den Taschen seiner Mitmenschen zu locken wie Viscount Knutsford. Vor sechsunddreißig Jahren gab er seinen Beruf als Anwalt auf, um sich nur den Armen zu widmen. So gelang es dem Lord während seiner „Betteltätigkeit", nicht weniger als 120 Millionen Mark für das Hospital zu sammeln. Er war sich nicht im geringsten im Zweifel darüber, daß er lästig fiel. „Ich weiß, daß Sie mich alle für ein großes Ekel halten. Aber ich habe jeden Tag für ca. 1600 mittellose Kranke zu sorgen, und da kann mich jeder Mensch nennen, wie es ihm gerade einfällt, wenn er nur etwas gibt."

* **Die Leiche im Wäschewagen.** Der Krieg innerhalb der Newyorker Unterwelt, der eine Zeitlang eingedämmt worden war, ist in den letzten Wochen aufs neue entbrannt, womöglich noch heftiger als zuvor. Die einzelnen Banden gehen mit den schärfsten Mitteln gegeneinander vor; sie bekämpfen sich bis aufs Messer und es kommt auf ein Menschenleben mehr oder weniger nicht an. Dieser Tage fanden die Angestellten einer großen Newyorker Wäscherei, als sie einen Lieferwagen mit zur Reinigung eingelieferter schmutziger Wäsche entleerten, eine in den Wäschestücken versteckte Leiche. Die Nachforschungen ergaben, daß es sich um die Leiche Angelo Marios handelte, eines gut bekannten Bandenführers, der von seinen Rivalen erschossen und dessen Leichnam kurzerhand in den offen stehenden Wäschewagen bugsiert worden war. Begreiflicherweise ist die Bevölkerung der Hudsonstadt über diese unterirdische Regsamkeit aufs äußerste beunruhigt, um so mehr, als sie in den letzten Tagen unschuldige Opfer gefordert hatte. In der Haarlemstraße wurden fünf spielende Kinder niedergeschossen, und zwar von drei Bandenmitgliedern, die die Straße nach einem ihrer gegnerischen Konkurrenten durchjagten. Die Polizei ist in fieberhafter Tätigkeit. Es ist auch gelungen, einen prominenten Unterweltsmann, Vincent Coll, den Führer einer Rauschgiftbande, zu verhaften. Die polizeilichen Erhebungen haben übrigens ergeben, daß die Kriegsbereitschaft der Unterweltler ein ungeheueres Ausmaß erlangt hat. Die Racketeers verfügen gegenwärtig über mehr als 150 000 Revolver, ganz zu schweigen von den Maschinengewehren, Handgranaten und anderen fürchterlichen Waffen, die sich in ihrem Besitz befinden. Polizeipräsident Mulrooney ist gewillt, mit aller Strenge gegen alle Unterweltshelden vorzugehen; auch gegen Jack Diamond, der neuerdings überführt worden ist, eine verbotene Branntweinbrennerei zu unterhalten und sich auch sonst der Verletzung des Prohibitionsgesetzes schuldig gemacht zu haben.

* **Unterricht und praktische Übungen.** In dem Vorlesungsverzeichnis der Universität Graz findet sich dieser Absatz: „Titl. a. o. Prof. Dr. A. Mahnert liest über Ernährung des Säuglings an der Brust (für Mediziner unentgeltlich). Jede Stunde nach Übereinkunft." Wieso übereinkunft? Sollte doch gratis sein, und wer hätte außer den Medizinern, später noch Interesse an diesen praktischen Übungen?

Lustige Rundschau

Beim Arzt.



Sanitätsrat: „Ihr Puls schlägt aber sehr unregelmäßig, Herr Huber! — Trinken Sie?"
Huber: „Ja, aber ganz regelmäßig!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.